



Fühlte sich schuldig an seinem Schicksal: Sergio Devecchi, ehemaliger Zögling, im Film «Hexenkinder».

Film Im Schatten der Angst

Peter Keller

Die Hexenkinder (CH, 2020)

Buch und Regie: Edwin Beeler. Mit Marie-Lies Birchler, Annemarie Iten-Kälin, Sergio Devecchi, Willy Mischler, Pedro Raas

Verstossen, verschmäht, fremdplatziert. Da ist Peter, ein «Kind der Schande», wie es damals hiess. Seine Mutter gibt den unehelich geborenen Sohn weg mit gerade einmal fünf Wochen. Der Kleine kommt ins Waisenhaus von Einsiedeln, geführt von den Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz, einer katholischen Ordensgemeinschaft. Von dieser heiligen Barmherzigkeit spürt Peter «Pedro» Raas wenig. Wenn er nicht so tut, wie er tun sollte, muss er niederknien und bekommt Schläge von der «Bubenschwester», bis ihre Hand erschöpft niedersinkt. Er atmet tief in seiner Erinnerung. «Ich rieche noch den Schweiss.»

Sie müssen unsichtbar bleiben

Pedro Raas ist einer von fünf ehemaligen Zöglingen, die der Filmemacher Edwin Beeler in seinem neuen Werk «Hexenkinder» erzählen lässt. Sie waren Waisen oder ausserhehlich geboren, sie kamen aus zerrütteten Familien und wurden meist kirchlich geführten Einrichtungen

übergeben, erlebten dort in den fünfziger und sechziger Jahren viel Gewalt und wenig Zuneigung. Jetzt dürfen sie endlich erzählen, behutsam begleitet von der Kamera Edwin Beelers.

Zum Beispiel Sergio Devecchi. Er wächst in Pura im Tessin auf und dann im bündnerischen Zizers, es sind Heime der evangelikal geprägten «Gott hilft»-Stiftung. Erst als er in die Schule kommt und mit «normalen» Kindern Umgang hat, begreift er, dass er keine Eltern hat, und betet zu Gott, dass dieser ihm Mutter und Vater geben möge. Er fühlt sich schuldig an seinem Schicksal. Aber man hat zu gehorchen und keine Fragen zu stellen. Devecchi wird später

Beelers Stärke: die ausserordentliche Begabung, dass Menschen sich ihm gegenüber öffnen.

selber Heimleiter, verschweigt aber seine Vergangenheit, er will nicht noch als Erwachsener der «verschupfte Heimbub» sein. Ein Leben im Schatten der Angst.

Schweigen, wegsperren, aus den Augen. Vom Vater verleugnet, von der Mutter verstossen, muss der uneheliche Sergio aus der Familie verschwinden. In Einsiedeln dürfen die Heimkinder nicht den gleichen Schulweg wie ihre Kameraden aus dem Dorf gehen. Sie müssen hintenrum, unsichtbar bleiben in ihren schäbigen Kleidern, man will der Bevölkerung den beschämenden Anblick der Zöglinge ersparen.

Der Mensch entsteht im Erzählen. Oder verkümmert im Ungesagten. Es gibt eine Frage, um die der Film immer wieder kreist: Wie war eigentlich dieser Peter? Oder Marie-Lies mit ihrem wilden Rotschopf, die immer wieder zu hören bekam: «Du bist nichts und wirst nichts»? Was dachten und fühlten sie? Wer waren sie wirklich? Es gibt keine Mutter, die berichten könnte, fast keine Fotos aus der Zeit, nichts von dieser kleinen grossen Welt, die eine Familie ausmacht und die in der gemeinsamen Erzählung entsteht.

Verstörender Vergleich

Edwin Beeler begleitet seine Protagonisten in die Archive, wo sie mit ihren Akten konfrontiert werden. Sie erfahren, wie Gemeinden sich stritten, wer das Waisenkind aufnehmen – und finanzieren – müsse. Von den erlittenen Miss-handlungen sind höchstens Andeutungen zu finden.

Den Kindern gewidmet sind nicht viel mehr als ein paar Seiten in den Berichten, und wie im Film der Historiker Markus Furrer ausführt, sagen diese sogenannten Zöglings-Akten mehr über das Denken der Behörden aus als über die betroffenen Kinder. Diese erhalten eine amtliche Prägung, die über die Jahre aufrechterhalten wird und sie in ihrem Weg durch die Heime und Schulen verfolgt.

Aus Schicksalen werden Fälle, werden Akten. Indem Beeler die ehemaligen Heimkinder erzählen lässt, entstehen aus Akten wieder Menschen.

Eher verstörend wirkt der Titel des Films: «Hexenkinder» sind bis in die frühe Neuzeit verfolgte Minderjährige, die der Zauberei verdächtigt und teilweise hingerichtet wurden. Beeler lässt auch aus ihren Akten vorlesen, und er will damit eine Kontinuität aufzeigen: wie vor allem Kinder der Unterschicht zu Opfern religiöser Wahnvorstellungen wurden, wie die «gottgewollte» Zuchtungspädagogik bis in die jüngere Gegenwart wirkte. Doch der historische Bezug bleibt schwierig und wirkt in seiner Auswahl eher willkürlich als klärend: Die eingestreuerten Beispiele stammen alle aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, als die Pest in der Schweiz wütete und die Bevölkerung bis zum Exzess hysterisierte.

Die Erzählungen der ehemaligen Heimkinder hätten diese allzu grobschlächtige historische Aufladung nicht nötig. Edwin Beeler Stärke liegt gerade in seiner Zurückhaltung, die auch diesen Film auszeichnet, seiner sanften Bildsprache und der ausserordentlichen Begabung, dass Menschen, die sich kaum jemandem anvertrauen konnten, sich ihm gegenüber öffnen. Damit bleibt «Hexenkinder» eines der wichtigsten Schweizer Zeugnisse der letzten Jahre.

Theater Aktivisten-Bingo im Niederdorf

Roman Zeller

Protest 1980: Regie: Michiel Vandevelde.
Theater Neumarkt, Zürich

Zwar dient das Theater Neumarkt an diesem Abend seiner Funktion, dem Schauspiel, das Gebäude könnte aber geradeso gut von Linksautonomen besetzt sein: Spruchbänder mit markigen Parolen hängen von der Fassade, Unmut wird geäussert, Veränderung gefordert. Das Haus im Zürcher Niederdorf könnte, glaubt man einem Spruch, im Bann der Antifa sein.

Was rebellisch anmutet, ist die inszenierte Einstimmung zu «Protest 1980», dem Stück, das an die Opernhauskrawalle erinnern sollte. Und als wären Streiks nicht allgegenwärtig genug, förderten die Kulturämter von Stadt und Kanton eine regelrechte Tour d'Horizon von allmöglichen, vor allem aber zeitgemässen Strassenbewegungen – anstatt einer artistischen Rückblende.

Das Aktivisten-Bingo mit ungezählten Kampfparolen und Schlagworten beginnt im Treppengang. «Vermummungspflicht» lautet die Aufforderung, eine Maske aufzusetzen, dann kann man im Theatersaal Platz nehmen. Wo sich sonst eine bürgerliche Zunft trifft, hocken Zuschauer auf Kissen am Boden. Einzig

die Platzzahl ist beschränkt – Corona-bedingt. Wo man sitzt, ist frei und der persönlichen Entfaltung überlassen, so wie sie im Stück zelebriert wird.

Die Vorstellung zieht sich dann von einer Streikgeschichte zur nächsten: Sieben Personen, aus drei Generationen stammend, erzählen von ihrem Aktivisten-Dasein. Eine Zwanzigjährige leitet ihre Rede mit der Flüchtlingskrise ein, die sie politisierte. «Refugees welcome», habe sie 2015 skandiert, während sie die Polizei auf der Gegenseite verängstigte. Heute hilft sie Flüchtlingen in ihrem Stadtkreis. Dazu setzt sie sich für den Klimastreik und für «Black Lives Matter» ein. Ihre Leidenschaft sei, und das führt sie eindrücklich gesanglich vor, klassische Musik – ein Minimal-konnex zur Oper und zum Opernhaus, vor dem in den Achtzigern die Krawalle stattfanden.

Weiterstreiken!

Beim gleichaltrigen Dario sind es die kämpferischen Parolen, die ihn mit der Bewegung von damals verbinden. Der Klimaaktivist fühlt sich zum Aufstand verpflichtet, sein Studium habe er dafür geopfert. Dass er bis zum Äussersten geht, zeigt ein Film, in dem er von Polizisten weggeschleppt wird. Seinen Auftritt beendet er mit mahnenden Worten gegen die «kaputte Welt», in der wir leben, den «Scheisskapitalismus», Ursprung allen Elends. Mitgenommen spricht er über die Obdachlosen in Moria, für die vor wenigen Stunden eine Demo durch Zürich zog. «Europa versagt», so Dario. Er ballt die Faust: «Solidarität.»

Zwischendurch – und für die Provokationsflut wenig überraschend – wird eine Anleitung für Molotowcocktails eingespielt, direkt aus dem «anarchistischen Kochstudio»: eine Drei-Dezi-Flasche, Sprit und eine Baumwolllunte – voilà. Wie man Farbbomben aus Eiern bastelt, amüsiert die Zuschauer. Ein Aktivist bläst die Schalen aus, verklebt die mit Farbe gefüllten Eier und signalisiert: wurfbereit.

Zwei Schauspieler – besser: Aktivisten – berichten tatsächlich von den Achtzigern und aus der Anonymität des damaligen Mobs. Eine Frau, die viel flucht, zieht – nebst allem, was sie sonst stört auf der Welt – über die rot-rot-grüne Zürcher Stadtregierung her. Seit dreissig Jahren, seit dem Umschwung von bürgerlich zu links, habe sich nichts, gar nichts geändert – «nicht einmal Velowege von A nach B».

Daher lautet das Fazit: weiterstreiken, den Protest gegen Staat und System aufrecht erhalten. Ein Ziel habe man nicht, gesteht eine junge Aktivistin. Dann wird es dunkel, laute Elektromusik ertönt, Rauchschwaden ziehen in den Saal. Die Protestler tanzen ausgelassen, hemmungslos, *freedom* halt. Nur wenige Zuschauer schliessen sich an – nicht einmal SP-Nationalrat und Ex-Juso-Präsident Fabian Molina.

Podcast Wahre Krimis

Katharina Fontana

Zeit Verbrechen: Kriminalpodcast.
Von Sabine Rückert und Andreas Sentker

Was bringt eine junge Mutter dazu, ihr Baby zu töten und ein paar Monate später auch ihr älteres zweites Kind? Wieso wurde nach dem ersten Todesfall niemand misstrauisch, dass es sich um ein Verbrechen handeln könnte? Und welches ist die düstere Familiengeschichte, unter der die Täterin als Kind selber gelitten hat? Wer sich für solche wahre Kriminalfälle interessiert, der kann mit dem Podcast «Zeit Verbrechen» viele interessante Stunden erleben.

Den Podcast gibt es seit 2018. Die Macher sind Journalisten bei der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit*. Sabine Rückert ist preisgekrönte Gerichtsreporterin, die unzählige Strafprozesse mitverfolgt hat und für den Kriminalpodcast aus dem Vollen schöpfen kann. Einen Grossteil der Fälle, die sie mit ihrem Kollegen vorstellt, hat sie selber journalistisch begleitet und recherchiert, andere lässt sie von Gästen erzählen.

Rückert scheint ein Faible zu haben für Kriminalfälle, die oft nur als Randnotiz in den Zeitungen erscheinen: ein junger Mann, der am Arbeitsplatz erbarmungslos geplatzt wird; ein Rentner, der spurlos verschwindet; ein Jugendlicher, der auf einer Landstrasse stirbt. Daneben beschäftigt sich der Podcast auch mit spektakulären Delikten, die monatelang für Schlagzeilen sorgten – etwa der Anschlag eines Islamisten auf dem Berliner Weihnachtsmarkt oder die Entführung des Millionärs Jan Philipp Reemtsma. Es ist ein abwechslungsreicher Mix aus Abgründigem, der einem präsentiert wird und bei dem der Blick vom Täter zum Opfer und zu den Justizvertretern hin- und herwechselt.

Alle zwei Wochen kann man sich eine neue Folge anhören. Die Sendungen sind unterhaltsam und nüchtern zugleich, kommen ohne nachgespielte Szenen oder Interviews aus, sondern leben von der angeregten Erzählung des Duos Rückert und Sentker, das zwischendurch auch live auftritt. Man hört den beiden gerne dabei zu, wie sie das jeweilige Verbrechen schildern und sich dann tief und tiefer in das Dossier hineingraben. Teils so tief, dass es – wie beim Fall einer jungen Frau, die ihren Vater und ihren Onkel durch falsche Anschuldigungen hinter Gitter bringt – mehrere Folgen braucht, bis das Geschehen in all seinen Verästelungen zu Ende erzählt ist. Langweilig wird das nie.

«Zeit Verbrechen» wurde 2020 mit dem Deutschen Podcast-Preis für die beste journalistische Leistung ausgezeichnet. Die grosse Fangemeinde findet: absolut verdient.

Volksmusik

«Die Alten sind unsere Bücher»

Thomas Wördehoff

«75 Rosen»: Musik und Lyrik von Roma, Sinti und Jenischen. Mit Markus Reinhardt und Rudi Rumstajn. Kreuzgang des Grossmünsters, Zürich, 12. September

Spätsommersonne, leichte Brise, flanierende Passanten mit Glace oder Limonade. Samstag-nachmittag in Zürich, im Kreuzgang ist ein Konzert mit poetischem Titel angesagt, «75 Rosen». Das Grossmünster ist ein Wahrzeichen für Zürich, und sein Kreuzgang steht für die gemessene Ruhe innerer Einkehr. Sich bei diesem Wetter dort aufzuhalten, bedeutet geradezu zwangsläufig, den Alltag hinter sich zu lassen. Im Inneren sind in strenger Symmetrie vier quadratische Beete mit seltenen Pflanzen und Gräsern angeordnet. In dieser Beschaulichkeit nehmen pünktlich um 14 Uhr einige Musiker Aufstellung, das Konzert kann beginnen.

«Wagen, beladen mit Schmerz»

Es gehe hier um die «Versöhnungspraxis» der Gläubigen, sagt der Hausherr, Pfarrer Christoph Sigrist, zur Begrüssung, um die Schuld, die man auch hier auf sich geladen habe. Beispielsweise hatten Anfang des 16. Jahrhunderts Reformationsgläubige Menschen anderer Religionen systematisch «in der Limmat ersäuft». Dann schlüsselt Sigrist das Bild der «75 Rosen» auf: fünfundsiebzig Rosen – je eine für jedes Jahr seit der Befreiung der Konzentrationslager. Und dieses Konzert sei den vor einem Dreivierteljahrhundert ermordeten Sinti, Roma und Jenischen gewidmet.

Eine sämige Sühneandacht hätte es werden können, doch das, was folgte, kam ohne Beklommenheit aus. Der Geiger Markus Reinhardt spielte zunächst mit dem Gitarristen Rudi Rumstajn Lieder aus dem Fundus ihrer Kultur oder auch Eigenkompositionen – angesiedelt zwischen Swing und Balkan. Rein-

hardt ist Sinto und ein Grossneffe des legendären Django Reinhardt, was an diesem Nachmittag keine nostalgische Rolle spielte.

Etwa fünfzig Menschen jeden Alters waren gekommen. Einige hatten sich feingemacht, sich nicht unbedingt formell gekleidet, aber fein; manche waren wunderbar aufgedonnert. Ein paar Kinder jagten in den Beeten nach Wespen, Mütter versuchten, ihren Nachwuchs zu bändigen. Zwischen den Stücken wurden Gedichte vorgetragen, nicht alles war gut zu verstehen. Satzketten wie «Wagen, beladen mit Schmerz und Liebe» oder «Wie sehr lügen die doch, die sagen, die Zeit heilt alle Wunden» oder «Eine Rose auf den blutigen Lippen» drangen ans Ohr.

Der Ablauf der Veranstaltung war sichtlich nicht geprobt, die Musiker sind erst in der Früh angereist. Man spricht und spielt auf Zuruf, so kommt keine unnötige Feierlichkeit auf. Eine zwanglose Mischung aus Nachdenklichkeit,

Die eigentliche Katastrophe des Dritten Reiches sei «die Vernichtung unseres Wissens».

Melancholie und entrückter Heiterkeit breitet sich aus, ohne Niedergeschlagenheit; obwohl einige unter den Gästen sind, deren Familien zu den Betroffenen gehören. Bei manchen Liedern, die von Rudi Rumstajn aufgedreht mit den verrauchten Fetzen seines imponierenden Baritons gesungen werden, bewegen sie gedankenverloren die Lippen.

Und dann erzählt Markus Reinhardt von seiner Familie und dem tiefen Einschnitt in ihrer Geschichte. Ein Bericht, nichts weiter. Dass die Hälfte seiner Verwandten in Auschwitz erschlagen wurde und wie der Grossvater dann beschlossen hatte: Die, die hier lebend herauskommen, sollen sich in Köln treffen. Und so kam es dann auch: Als der Albtraum vorüber war, wanderte der überlebende Rest der Familie von Auschwitz nach Köln. Reinhardts Vorhaben, «mit dem Zigeunerwagen» die gleiche Strecke mit der Familie und den Kindern zurückzulegen, will er in zwei Jahren durchführen. «Ich freue mich darauf!»

Reinhardt verhandelte die Ermordung der Seinen mit geradezu beiläufiger Sachlichkeit: «Es ist nicht nur Sache der Zigeuner, es geht die ganze Gesellschaft an!» Von Anklage war hier keine Spur. Und dann waren wieder ein paar Fetzen aus einem Gedicht zu hören: «Schneller, schneller lauf ich durch den Wald / Läuft da nicht jemand mit?» und «Weg, nur weg!»

Es war der klare, oftmals erstaunte Blick in die Vergangenheit, der verstören konnte, weil er das Grauen der Routine entriss. Ein zunächst rätselhaftes und lakonisches Bild, das Reinhardt ganz nebenbei fallenliess, prägte sich nachdrücklich ein: «Die Alten sind unse-

re Bücher.» Die Auflösung leuchtet durchaus ein: «Unsere Sprache ist keine Schriftsprache – alles wird mündlich überliefert.» Die eigentliche Katastrophe des Dritten Reiches sei somit «die Vernichtung unseres Wissens». Da kommt man ins Frösteln.

Irgendwann spielen sie dann «I Will Survive», die Disco-Hymne der Schwulen aus den Siebzigern, und schon nach kurzer Zeit hat man das glitzernde Talmi des Originals vergessen: Da stehen einfach ein paar bestens aufgelegte Musiker in diesem Kreuzgang, hauen auf den Putz und fiedeln voller Übermut ihre Lebensfreude vor sich hin, mit einer Kraft und einer unbekümmerten Chuzpe, die einfach mitreisst. Ihre Lust am Leben ist da. Egal, was passiert. Das ist ansteckend.

Pop

Selbstliebe durch Selbstberührung

Anton Beck

Nasty Cherry: Season 2.
Atlantic Records UK

Popmusik besitzt die faszinierende Fähigkeit, traurige Momente zu packen, als handle es sich um Zauberwürfel, an ihnen herumzudrehen und schliesslich ein neues, buntes Muster zu erschaffen – fern von allem Kummer. Doch Popbands im herkömmlichen Sinne, eine Handvoll Männer oder Frauen, die sich mit Instrumenten und gefärbten Haaren auf die Bühne stellen, sind selten geworden; sie wirken 90er-Jahre-mässig zwischen all den DJs und Rappern von heute, irgendwie aus der Zeit gefallen.

Die Girl-Band Nasty Cherry entstand nicht zufällig. Sie ist ein Projekt der britischen Pop-Ikone Charli XCX, die 2019 vier ihrer Freundinnen zusammenbrachte und sich mit ihnen die Frage stellte, was es brauche, um in unserer Zeit als Popband bestehen zu können. Das Ganze wurde gefilmt und gleicht einer Reality-TV-Show (weshalb das neue Kurzalbum auch den Titel «Season 2» trägt). All dem zum Trotz fasziniert Nasty Cherry vor allem mit fantastischen Songs, mit dieser überraschenden Einfachheit einer E-Gitarre, eines E-Basses, eines Schlagzeugs und der frechen, kratzigen Stimme der Sängerin Gabriette Bechtel.

Damit das dennoch nicht altbacken klingt, taucht hin und wieder eine Autotune-Note auf oder ein modern anmutender Techno-Sound – doch immer sehr dezent, fast schon bescheiden und keinesfalls direkt. Ganz anders als die Texte: «I'm addicted, hooked on it, when I touch myself», heisst es im Song «I Am King». Auch ein passendes Quarantäne-Video haben





Tief in ihrem Mantra verankert: Girl-Band Nasty Cherry.

die vier zum Song gedreht – eingeschlossen in ihre Zimmer, schminken sie sich, machen Yoga oder checken ihre Smartphones.

Doch auch die erwähnte Tristesse, die der Pop verpacken kann, fehlt nicht. Songs wie «Shoulda Known Better» sind bei genauerem Hinhören nämlich gar nicht so sorglos, wie das simple Gitarrenriff vermuten lässt: «I told you, I like you for who you are, but you didn't drink up.» Sich jemandem zu öffnen und abgewiesen zu werden, ist nicht immer mit einem Schulterzucken zu verarbeiten, Nasty Cherry bemühen sich dennoch, es so klingen zu lassen: «Take a shot 'cause I know that you'll miss me.»

Liebe ist nicht erstrebenswert

Ohnehin erweckt «Season 2» den Eindruck, dass die Liebe, die sich viele von anderen so sehr ersehnen, vielleicht gar nicht so erstrebenswert ist. Lediglich die Ballade «Better Run» klingt schwer und traurig, verrät, dass diese

erzwungene Fröhlichkeit nicht immer gut funktioniert, dass es in der inneren Emotionsküche eben doch brodelt. Doch schon auf dem darauffolgenden «Just the Way You Like It» wird sämtliche Fragilität wieder mit einem «Take our pill and swallow» beiseitegewischt.

Auf jemanden angewiesen sein, um sich vollständig zu fühlen? Oder einen Freitagabend bloss mit der Seelenverwandtschaft verbringen können? Fünf Songs reichen Nasty Cherry, um die Botschaft zu vermitteln, dass sie all das nicht brauchen. Die vier Freundinnen haben sich selbst, sie haben ihr Girl-Quartett, und Gabriette Bechtel singt so glaubhaft über die Vorzüge des Alleinseins und des Masturbierens wie wohl noch niemand vor ihr; sie klingt dabei absolut entspannt, tief in ihrem Mantra verankert. «Season 2» lässt sich als Statement dafür lesen, dass Popmusik nach wie vor aktuell sein kann und die Liebesform der Stunde die Selbstliebe ist. In jeder Beziehung.

Jazz

New Orleans–Rütli und zurück

Peter Rüedi

Daniel Humair, Samuel Blaser, Heiri Känzig:
1291. Outhere OTN 633

Sogar für Daniel Humair, mit 82 der impulsivste, vitalste, swingendste und witzigste Dynamit-Grossvater des europäischen Jazz-Schlagzeugs – sogar für den in Genf geborenen Wahlpariser war dieses Unternehmen neu.

Als von Vertretern verschiedenster Stilrichtungen begehrter Partner spielte er in unzähligen Trios, auch in solchen ohne ein Harmonieinstrument. Ein Trio bestehend aus Posaune, Bass und Drums war auch für ihn eine neue, belebende Herausforderung. (Wiewohl es auch davon berühmte Beispiele gibt: etwa Albert Mangelsdorffs Album «The Wide Point» mit Elvin Jones und Palle Danielson.)

Die Kleinstformation Samuel Blaser (geb. 1981), Heiri Känzig (geb. 1957) und er selbst ist an sich eine Art nationales Projekt im Schweizer Jazz, ein Gipfeltreffen dreier weltweit renommierter Spitzenkünstler. Nun trägt ihre neue CD zusätzlich den Titel «1291», und sie enthält nicht nur das legendäre «Guggisberglied» und eine gregorianische Annäherung an den heiligen Guillaume de Neuchâtel (12. Jahrhundert: Posaunist Blaser liebte es schon in seiner Formation «Consort in Motion», sich in spätmittelalterlicher Musik zu spiegeln), sondern auch eine sehr freie Version des «Cantique suisse», des Schweizer Psalms. Nicht ohne subtile Ironie in frei verspielten Passagen, aber ohne Veräppelung der nationalen Hymne, die ja, von ihren entsetzlichen Lyrics befreit, durchaus ihre musikalischen Qualitäten hat. Natürlich lösen die drei (wie bei anderer Gelegenheit auch) das durchgehende Metrum auf, den gravitätischen Gleichschritt, so gut geeignet für das Abschreiten von Ehrenformationen bei Staatsempfängen.

Der andere Pol dieser Sammlung ebenso konzentrierter wie entfesselter, immer überraschender Musik ist eine spielerische, aber auch respektvolle Annäherung an den alten Jazz, genauer: an die brachiale Posaunenkunst von Kid Ory. Auch da werden einige heilige Kühe geschlachtet, etwa ein durchgehender Swing; aber auch die Verlangsamungen, die vielen Tempowechsel in den zum Teil mehrfachen Angängen an Reliquien wie «Original Dixieland One-Step», Sidney Bechets «Les Oignons» oder den Knüller «High Society» sind fern aller Denunziation, vielmehr so etwas wie die Entdeckung von Tradition aus dem Geist des freien Jazz. Ein hell lodernendes Vergnügen, diese Reise von New Orleans auf das Rütli und zurück.